

Allerlei Wissenswertes

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 42

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sven Hedin bei Ford.

Der schwedische Tibetforscher hat eine Vortragstreise durch die Vereinigten Staaten benötigt, um den Automobilkönig in Detroit zu besuchen. Ford empfängt sonst von tausend Personen, die ihn zu sprechen wünschen, kaum eine. Sven Hedin schildert seine Begegnung im „Svenska Dagbladet“: „Nachmittags um zwei Uhr saß ich in meinem Zimmer, als mein Freund Parsons hereinrückte und erzählte, daß Liebold, der allmächtige Vorhüter, der Ford vor Menschen, Briefen und Bettleien schützen muß, ihm mitgeteilt habe, daß Ford uns um zwei Uhr erwarte. Wir rasten los, erreichten die einfachen und anspruchslosen einstöckigen Büroräume in Dearborn und stürzten zu Mister Liebold, Ford war gerade aus Florida und Texas zurückgekommen, wo er drei Monate verbracht hatte. Er hatte zweihundert Pläne und Ideen im Kopf, und es konnte geschehen, daß wir, trotz unserer Verspätung, warten mußten. Inzwischen nahm Liebold seine Arbeit wieder auf: Er hatte einen Niesenhaufen von Briefen vor sich, die er öffnete und mit kurzen Bemerkungen verlas. Ford selbst liest niemals einen Brief — wenn es sich nicht um außerordentlich wichtige Dinge handelt. Aber alles, selbst die ewigen Bettebriefe werden beantwortet — wenn sie nicht allzu unwichtig sind.

Nach einer Weile kam Ford herein. Er ging auf mich zu, schüttelte mir die Hand und sagte freundlichst lachend: „I am very pleased to meet you“, und setzte sich. Und nun begann eine Unterhaltung von mehr als anderthalb Stunden, die alles zwischen Himmel und Erde berührte und in einem gleichmäßigen ununterbrochenen Strom dahinfließ. So hatte ich mehr als reichlich Gelegenheit, ihn zu sehen, zu hören und zu studieren. Ford ist mittelgroß, mager, schlant, wohlgenährt, feurig und kraftvoll gebaut, sieht angenehm und sympathisch aus, ohne alle markanten oder ausgeprägten Züge, besitzt aber ein Paar graublau, ständig spielende, frohe, freundliche und ungewöhnlich intelligente Augen. Seine Gesichtsfarbe geht ins Graue, sein Haar ist graugelblich, sein Anzug ist so einfach wie der des geringsten Kontoristen. Er sitzt auf dem Stuhl und schautelt, so daß man fürchtet, er könnte rücklings durch die Scheibe auf die Straße fliegen. Das eine Bein schlägt er über das andere, faltet die Hände hinter dem Nacken und — turnt. Aber er ist durch und durch sympathisch, harmonisch, beherrscht und zeigt nicht die Spur von Nervosität. Diejenigen, die behaupten, Ford sei ungebildet, sind vollständig auf dem Holzweg. Tiefere Einsicht in die griechische Mythologie oder in die Geschichte Roms ist nicht notwendig für den Bau von Automobilen. Ford ist konzentriert, eine Inkarnation körperlicher und geistiger Kraft, und er besitzt ein Uebermaß von sprudelnder Intelligenz.

Zuerst sprachen wir von Schweden und kamen dann auf Rußland. Er erwartet viel von diesem Land als neues Absatzgebiet für Automobile und Motorpflüge. Beide sollen dazu beitragen, das Volk zu wecken und zu entwickeln und den Ertrag der Erde zu steigern. Sobald die politischen Verhältnisse in Rußland sicher sind, werde er dort Fabriken bauen und seinen Traktor Fordson zu sehr niedrigen Preisen verkaufen. Ich erzählte ihm dann von den unendlichen Karawanenstrassen in der Mongolei, in China, Ostturkestan, Persien und Belutschistan, die dank dem ebenen Boden und trockenen Klima sich zum Autoverkehr eignen und wo nur die Benzinfrage schwer zu lösen sei. Aber für Ford gab es keine Schwierigkeiten. Man hatte den Eindruck, daß er beabsichtigt, Schritt für Schritt die Welt zu erobern.

„Aber denken Sie nicht“, warf ich ein, „daß die Entwicklung des Luftverkehrs die Autos überflüssig macht? Was wird dann aus Ihren Fabriken?“

— „Dann stelle ich sie um und mache Flugzeuge. Sie glauben vielleicht, daß ich arbeite, um reich zu werden? Nein, ich verachte das Geld an sich, für mich hat das Geld keinen Wert, wenn es nicht verwendet wird, um den Lebensstandard der Menschen zu erhöhen. Ich will, daß es alle besser haben sollen und glücklich werden. Deshalb kann jeder von meinen Arbeitern in meinen „shop“ gehen, ein kleines Auto für fünf Dollar kaufen und dann seine Restschuld mit fünf Dollar wöchentlich abbezahlen. Deshalb habe ich auch vor einigen Jahren 6000 Arbeiterhäuser gebaut, jedes mit eigenem Garten und jedes für 2500 Dollar. Mit gelegentlicher Wohltätigkeit gewinnt man nichts. Ford gibt nie etwas für wohltätige Zwecke. Die Ursache der Not muß mit den Wurzeln ausgerottet werden. Er legte seine Ansicht über die Mission des billigen Autos dar, um die breiten Schichten des Volkes zu heben. „Statt zusammengedrängt in engen Wohnstätten zu sitzen, können nun auch die Unbemittelten in die frische Luft hinauskommen und fremde Länder sehen. Dadurch erhöht sich ihr Bildungsgrad, ihr Selbstvertrauen und ihre Lust zu leben.“

Ich zog die Uhr und sagte: „Aber wir nehmen Ihnen zu viel von Ihrer kostbaren Zeit.“

— „Keineswegs“, sagte Ford, „Sie brauchen nicht zu eilen. Wir haben hier viel Zeit.“ Wir rechneten aus, daß er, während wir bei ihm saßen, 75,900 Dollars verdient hatte. Ich bat ihn noch um sein Bild für mein Buch. „Ja“, erwiderte er, „mir gern; Sie sollen alles haben, was Sie von mir wünschen.“ „Nimm dich in Acht, Onkel“, dachte ich bei mir, und ich habe ihn bis jetzt noch nicht beim Wort genommen. Vermutlich hatte er es nicht ernst gemeint. Denn nicht einmal von dem Bilde habe ich bis jetzt etwas gehört. (Nat.-Btg.)

Die Menschheit im Jahre 2925.

Vor und nach Jules Verne hat es nie an Versuchen gefehlt, den Menschen der Zukunft zu schildern. Diese Versuche haben sich stets nach dem bereits vorhandenen Wissen richten müssen, um darauf ihre mehr oder weniger gewagten Phantasiegebilde bauen zu können. Heute, wo die Technik bereits soviel Zukunftsmusik wahr gemacht hat, streckt die Phantasie ihre Fühler weiter aus. So hat der englische Professor Low, der selbst die Technik um über 100 Erfindungen bereichert hat, neuerdings ein Buch geschrieben, das für die Menschheit folgende, nicht restlos erfreuliche Prognose stellt:

In tausend Jahren werden unsere Nachkommen nur noch ein Leben mit künstlichen Mitteln führen. Low meint, daß alsdann die persönliche Freiheit nur noch der Vergangenheit angehören wird. Das Leben wird völlig unter der Kontrolle der Regierung stehen, die alle Funktionen des Menschen beeinflusst oder verhindert. Die Beeinflussung beginnt schon bei dem ungeborenen Kinde, dessen Erziehung durch Suggestion bereits in Angriff genommen wird, bevor es das künstliche Licht der Welt erblickt. Ist das Baby endlich da, so wird es in Brutmaschinen und mit Nährapparaten weiterentwickelt.

Der Erwachsene hat folgenden Arbeitstag: Er wird durch Radio geweckt. Dann unterzieht er sich einer Behandlung durch drahtlos übermittelte Lichtstrahlen. Darauf zieht er sich an und begibt sich zum Frühstück. Bei demsel-

ben wird ihm durch Lautsprecher die Radiozeitung vorgelesen und gleichzeitig werden ihm Fernbilder auf telegraphographischem Wege drahtlos vorgeführt. Er diktiert drahtlos seine Ordres und Briefe an sein Bureau und verläßt dann sein Haus. Während er im Auto oder in der Flugmaschine durch die Welt reist, befindet er sich dauernd in Radioverbindung mit seiner Wohnung und seinem Bureau. Gehen tut der Mensch der Zukunft keinen Schritt, aus dem einfachen Grunde, weil er es verlernt hat. Er findet überall Aufstiegs- und Aufstiegsstufen, auf denen man steht oder sitzt. Immer und überall hat man seinen drahtlosen Fernsprecher und Fernhörer umgeschaltet, so daß man mit der ganzen Welt in Kontakt steht. — Das Essen bezieht der Mensch der Zukunft aus öffentlichen Küchen, von denen es allen Bürgern durch ein weitverzweigtes Röhrensystem direkt in die Wohnung geleitet wird.

Japanische Schildkröten-Farmen.

Ein Tierbestand von 60,000 Köpfen ist sicher für einen landwirtschaftlichen Betrieb ein ungewöhnlich stattlicher, ja riesiger Besitz, den man am allerwenigsten in der japanischen Landwirtschaft suchen würde. Es handelt sich allerdings nur um 60,000 — Schildkröten, die auf einer Farm nahe Tokio leben und gedeihen. Sie produzieren jährlich 100,000 Eier, die auf dem japanischen Markt als Lederbissen sehr geschätzt werden. Daneben sichern aber die Schildkröten mit ihrem Fleisch und ihrer Panzerschale dem flugen Mann, der sich ihrer Zucht gewidmet hat, einen sehr ansehnlichen Ertrag, der obendrein ziemlich mühelos gewonnen wird. Eine ähnliche Farm befindet sich in Musaka. Hier wird die Schildkrötenzucht jedoch nur als Nebenberuf neben der Viehzucht betrieben. Sie beschränkt sich überdies ausschließlich auf die Züchtung von Schildkröten indischer Herkunft, und zwar wird nur eine einzige Art gezüchtet, die wegen ihres hochwertigen Schildpatts besonders geschätzt wird.

Eine Universität für Negerinnen.

Schon seit längerer Zeit forderten die schwarzen Frauenrechtlerinnen eine Stätte, wo sie ihren angeblichen Bildungshunger befriedigen könnten. Auf den gewöhnlichen Kollegs, die von den weißen Frauen besucht werden, ist natürlich die Negerin kein Platz, da in Amerika ein Weißer nicht einmal in dem gleichen Hause wohnen oder in derselben Straßenbahn fahren will, die ein Neger benützt. Mit Hilfe einer Sammlung unter dem Protektorat Booker Washingtons ist nun eine Universität für schwarze Hörerinnen in Albuquerque errichtet worden, die ausschließlich für die schwarzen Damen bestimmt ist. Die meisten Lehrer sind allerdings Weiße, da noch nicht genügend Neger gefunden worden sind, um die ganzen Lehrstühle mit schwarzen Professoren zu besetzen. („Bestes Mond“.)



8' Breneli am Thunersee, Volksliederspiel in zwei Szenen von Karl Grunder. Verlag Chr. Minzi-Locher, Bern.

Für sein neues Singspiel hat Karl Grunder die folgende schlichte Rahmenhandlung erfunden: I. Szene: Breneli, ein hübsches, reiches Mädchen, liebt den armen Gensjäger Hans, der wegen einer düstern Mordgeschichte ins Ausland gegangen ist. Seine Unschuld ist eben durch einen Brief, den der Täter auf dem Todbett geschrieben hat, an den Tag gekommen. Am gleichen Abend kommt Breneli mit Freundinnen über den See gefahren zum Besuch bei seinen Verwandten im „Bären“ zu Oberhofen. Hier trifft sie mit Hans Christen Ott, einem fröhlichen, schmucken Berner Herrn und alten Bekannten zusammen, der auf einer Rothorntour begiffen und nun mit seinen Freunden im „Bären“ eingelehrt ist. Ott ist entflammt für das Mädchen und verspricht ihr auf ihre Bitten am nächsten Feiertag ein Liedchen, extra für sie gedichtet, mitzubringen. II. Szene: Feiertag in Oberhofen. Die Burschen und Mädchen finden sich im „Bären“ zum Tanz zusammen. Ott erscheint wieder mit seinen „Chuzenfreunden“ (so nannten sich die Mitglieder eines von Ott gegründeten literarischen Kränzchens) und bringt Breneli das versprochene Liedchen mit: eben das „Breneli am Thunersee“. Die zwei letzten Strophen vom Sichfinden der Liebenden passen dann aber erst, als Hans, der aus der Fremde zurückgekehrte, auf dem Platz erscheint und von Breneli den Liebes- und Verlobungs-kuß erhält. Ott, der sich den Schlussheft anders gedacht hatte, macht gute Miene zum bösen Spiel und begnügt sich mit einem Schlüsselsträußchen aus Brenelis Hand.

Wie man sieht, hat der Verfasser die Heldin eines vielbesungenen Volksliedchens mit Leben umspinnen und den Dichter des Liedchens selbst auf die Bühne gestellt. Es ist dies hier auf so geschickte und liebenswürdige Weise geschehen, daß die heutigen Nachkommen der Berner Dichters sein Lebensbild wurde bei Anlaß seines 100. Todestages 1918 in der „Bernischen Woche“ gezeichnet nicht viel dagegen werden einwenden können. Vom künstlerischen, kritischen Standpunkt aus wäre zu sagen, daß die Gestalt von H. Ch. Ott mehr Fleisch und Blut bekommen hätte, wenn der Verfasser die biographischen Tatsachen nicht nur im Vorwort, sondern so weit möglich auch im Stück als Charakterzeichnung zur Geltung gebracht hätte; nicht jeder

Zuhörer liest eben das Vorwort und weiß dann, um wen es sich da handelt.

Dramatische Spannung erwartet man von einer Singspielhandlung gewöhnlich nicht; sie ist auch hier nicht vorhanden. Dagegen enthält sie viel Stimmung, namentlich im ersten Teil. Der blaue See und die Berge ringsum, dazu das buntbewegte Bild des bauerlichen Lebens auf der Alp und am Seeufer, sie füllen den Rahmen mit leuchtenden und anregenden Farben. Da die Handlung in der Wiedermeierzeit sich abspielt, fehlt auch nicht der belebende Reiz des Zeitkolorits.

18 Volkslieder — einige in neuer Vertonung oder neuem Satz (z. B. von Felix Pfiffel) — werden geschickt und organisch in die Handlung eingefügt. Ihrer zwei sind vom Verfasser gedichtet. Sie dürften selber populär werden.

Die Uraufführung des Volksliederspiels findet am 8. November durch den Berner Männerchor im Kasino statt. H. B.

Der Schweizer Heim-Kalender 1926 (19. Jahrgang), Verlag Arnold Bopp & Co., Zürich, dessen Vorgänger schon durch die Auswahl und die Fülle des Gebotenen überall verdiente Anerkennung gefunden haben, ist wiederum vorbildlich geraten. Er enthält so mannigfache Beiträge, daß jeder, der Vernünftige wie der mit einfacher Kost zufriedene mancherlei darin finden wird, was ihm aufrichtige Freude machen und ihn weiterbringen wird. Es seien nur einige Namen hervorgehoben.

Vom Berner Dichter Alfred Fankhauser enthält der Heim-Kalender die Novelle „Die Stigmata des Bösen“, in der eine Art Fortsetzung seines kürzlich erschienenen Romans „Die Brüder der Flamme“ geboten wird. Die düstere, von den Gewitterschauern religiöser Erregung durchzuckte Zeit der Restauration lebt darin auf. Die Gedichte und Erzählungen der Mitarbeiter erfreuen durchwegs, es sind einige ganz wertvolle darunter: Max Pulver, Olga Umberger, Gertrud Bürgi, Hiltbrunner, Mühlestein, Siegfried Lang, Vogel, Schibli und andere. Die Studie von Gottfried Bohnenblust über Carl Spitteler und seine Heimat, der ausgezeichnete Beitrag Adolf Koelchs über die Wunder der Zelle seien nicht minder hervorgehoben; zahlreiche, zum Teil illustrierte Aufsätze über die elterliche Gewalt, die Milchstraße, die Bekämpfung der Ueberfremdung, Bergsteigen, über den Schnaps usw. schließen sich an. Die Frauen kommen mit ausgezeichneten Beiträgen voll auf zu ihrem Recht in diesem Kalender. Heimat und Familie werden im richtigen Lichte dargestellt, Bilder aus Ägypten führen den Geist in die Ferne.

Es ist erfreulich, daß unserm Volk auf diese Weise Gelegenheit geboten wird, seine Dichter und Denker kennen zu lernen und manchen lieb zu gewinnen, der ihm sonst unbekannt geblieben wäre. Der niedrige Preis (2 Fr.) macht jedem

die Anschaffung möglich, und keiner wird sie zu bereuen haben.

Statistisches Handbuch der Stadt Bern. Herausgegeben vom Statistischen Amt. 1. Ausgabe 1925.

Das Handbuch will laut Vorwort des Bearbeiters, Herrn Dr. Freudiger, der Gemeindeverwaltung dienen. Das Handbuch vereinigt nur die wertvollsten statistischen Angaben der letzten 10—15 Jahre und orientiert über Bevölkerungsstand, Wohnungen, Grundbesitz, Preise, Löhne, Gewerbe, Handel und Verkehr, Einkommen, Vermögen und Steuern, Politik, Strafrechtspflege und Gemeindeverwaltung. Wir glauben mit dem Herausgeber und seinen zahlreichen Mitarbeitern, daß das „Handbuch“ eine Notwendigkeit sei und der Gemeinde Bern gute Dienste leisten werde. H. B.

Das Jahrbuch des Bernischen Historischen Museums in Bern erscheint eben im 4. Jahrgang, wiederum als ein stattlicher Band von reichem Inhalt und reich illustriert. Es enthält neben den Sammlungsberichten der Direktoren Wegeli, Tschumi und Zeller eine stattliche Reihe interessanter Abhandlungen. Direktor H. Wegeli führt sein Inventar der Waffensammlung des Bern. Hist. Museums von Nr. 544 bis 690 weiter, Prof. Dr. D. Tschumi berichtet über die verschiedenen archäologischen Funde im Kanton Bern und Prof. Dr. Zeller führt in die Geheimnisse des orientalischen Damaststoffes an Hand der Klingen in der Moserschen Sammlung ein usw.

Das Hist. Museum wurde im Berichtsjahre von 5858 Einzelbesuchern und 9579 Schülern besucht. H. B.

„Jugendborn“. Redaktion J. Reinhardt und G. Fischer. Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau. Jahresabonnement Fr. 2.40, für Klassen Fr. 2.—.

Das neueste Heft der im 17. Jahrgang laufenden beliebten Schülerzeitung ist C. F. Meyer gewidmet. Es beginnt mit einem Bildnis des Dichters nach einem Holzschnitt von H. Säny und einer biographischen Skizze des Dichters von Dr. Th. Bohnenblust. Dann läßt er den Dichter selbst zum Worte kommen: Aus einem Selbstbildnis des Dichters, Gedichte erster Sammlungen, Aus „Gutens letzte Tage“, Gustav Adolfs Page und Gedichte. Zum Schluß wird aus Ad. Freys Meyer-Buch „Des Dichters Bild“ abgedruckt.

Der gleiche Verlag gibt neben dem „Jugendborn“ eine mehr realistische illustrierte Schülerzeitung, die „Jugendpost“ heraus. Beide stehen unter der gleichen Redaktion und dem Protektorat der Jugendschriftkommission des Schweiz. Lehrervereins. Sie seien den Eltern und Lehrern warm empfohlen. H. B.



Wenn Sie

DRUCKSACHEN zu bestellen haben, so verlangen Sie unverbindlich meine Vorschläge.

Ich drucke alles

Ausgestattet mit modernen Druck- und Setzmaschinen in Verbindung mit einem reichhaltigen Satzmaterial, bin ich in der Lage, allen Anforderungen zu entsprechen.

Jules Werdler, Buchdruckerei, Bern

9 NEUENGASSE 9
Tel. Bollwerk 33 79

Grosse Auswahl in
Stoffhandschuhen

ungefüttert, halbgefüttert und ganz gefüttert, in glatt, Imitation Suède, baumwollen, halbseiden, Seiden, wollen mit und ohne Riegel und Stulpen, je nach Qualität zu 1.50, 2.80, 3.20, 4.20, 5.50, 5.80 bis zum allerfeinsten.

Hossmann & Rupp, Waisenhausplatz 1



Confiserie Tea Room

J. Hächler

jetzt **Waisenhausplatz 22**

BERN

Spezialhaus für feine Berner Lebkuchen

Gateaux-Pralinés — Bonbons fins